

Lisa-Marie Reuter

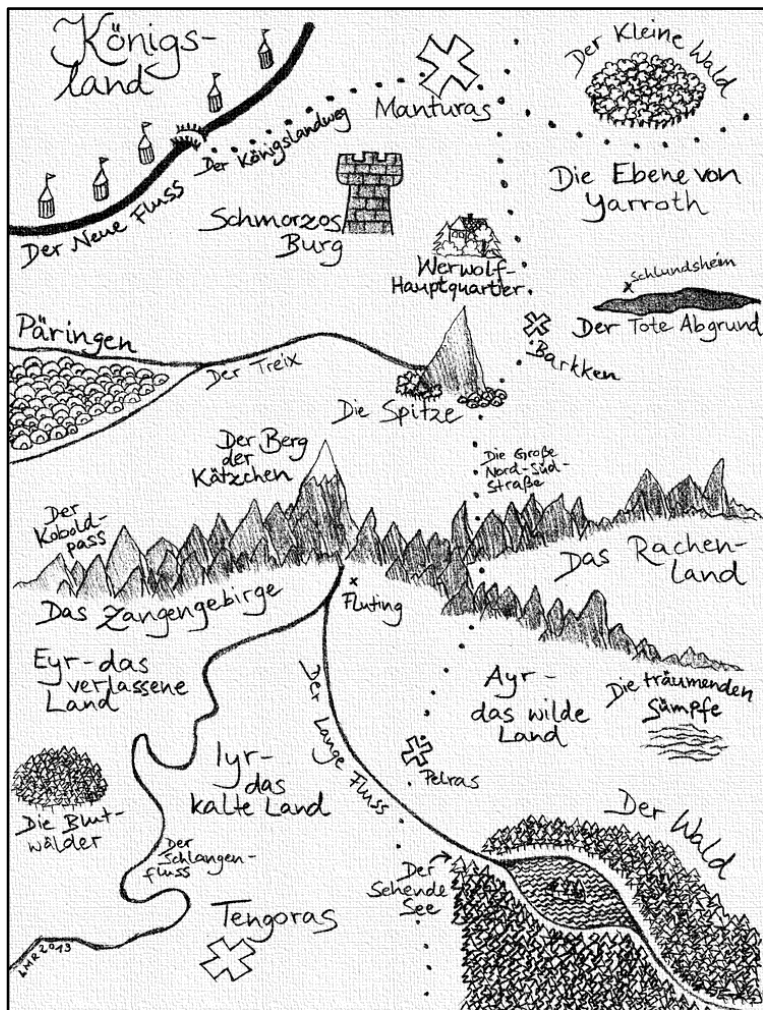
Pongo und die Elfenverschwörung



Leseprobe



PÄRLONIEN



ZUR TRANSKRIPTION AUS DEM PÄRLONISCHEN

Literatur aus einem Vielvölkerstaat wie Pärlo-nien, wo neben einer offiziellen Allgemein-sprache noch eine große Anzahl weiterer Idi-ome mit jeweils eigenen Laut- und Schriftsys-temen existieren, stellt für jeden Übersetzer eine besondere Herausforderung dar. Zwar hat sich im Wissenschaftsbetrieb mittlerweile ei-ne internationale Umschrift etabliert, doch zielt diese in der Regel eher auf eine möglichst genaue Wiedergabe der einzelnen Phoneme als auf bessere Lesbarkeit ab. Der vorliegende Entwurf verzichtet deshalb auf hölzerne Dia-kritika, um dem Leser Wortungetüme wie *Kwí'hefj*, *Rrørrkh* oder *Szzmôržô* zu ersparen. Die Namen wurden stattdessen behutsam an die hierzulande geläufige Schreibung ange-passt. Lediglich wo es erforderlich schien, weisen gängige Kennzeichnungsmethoden auf korrekte Betonung oder die getrennte Aus-sprache von Vokalen hin. Ähnlichkeiten mit bekannten Wörtern sind reiner Zufall.

PROLOG

Schmorzo H. von Krotzenhausen war äußerst zufrieden mit sich selbst. Er rülpste, lehnte sich zurück und ließ seine tückischen gelben Augen über die vor ihm versammelte Tischgesellschaft wandern. Er hatte heute die bösarigsten, hinterhältigsten und hässlichsten Korbolde von ganz Pärlonien zu Gast. Seine Besucher ignorierten ihn nach Kräften, während sie sich schamlos über ihre schmutzigen Geschäfte unterhielten und sich mit ihren Schandtaten gegenseitig zu übertrumpfen versuchten. Ungeniert labten sie sich an seinen Weinvorräten und stopften löffelweise teuren Flusszahnkaviar in sich hinein. Schmorzo ließ sie gewähren. Noch.

Er hatte gewusst, dass es am Ende schnell gehen konnte, und diesen Abend daher von langer Hand geplant. Die Einladungsschreiben waren versandfertig gewesen, das Menü probegekocht und vorgekostet, die Dekoration hatte griffbereit im Keller gestanden. Nun war alles genau so, wie er es sich seit Jahren ausgemalt hatte.

Die Tafel bog sich unter dem Gewicht der erlesensten Speisen, die man in der kurzen Zeit hatte heranschaffen können. Distelspieße waren darunter, gedünstete Schlammmorcheln mit Maikäferkrossies und Tollkirschenbowle.

Zur Belustigung der Kobolde flitzten bonbonbunte Zwuusel über die Tischplatte und versorgten die grunzende Meute mit den gewünschten Delikatessen. Wenn es den Gästen nicht schnell genug ging, hielten sie den Kellnern brennende Streichhölzer an die Schwanzfedern, was diese mit einem empörten Quieken quittierten. An der Längsseite der Halle trällerte ein Ensemble aus Nymphen und Sirenen die neuesten Schlager, während funken-sprühende Irrlichter für Leuchteffekte sorgten. Und als ganz besonderer Leckerbissen schwebte über den Köpfen der Gesellschaft, grazil und anmutig, ein Schwarm Elfen, auf deren zarten Libellenflügeln sich der Schein der Kronleuchter in schimmernden Facetten brach.

Schmorzo war so zufrieden mit sich selbst, weil er wusste, dass er ab heute der böartigste, hinterhältigste und hässlichste Kobold von allen sein würde. Was für ein Spaß!

Er räkelte sich genüsslich, furzte ein Mal, kratzte sich im Ohr und dachte glücklich an die vergangene Nacht zurück. Die Nacht, in der er die heiß ersehnte Nachricht erhalten hatte: Sein Werwolfkommando hatte *das Holzkästchen* endlich gefunden und war auf dem Weg zu seiner Burg. Vor Vorfreude hatte er kein Auge zu tun können. Nur noch Stunden trennten ihn jetzt davon, das mächtigste We-

sen Pärloniens zu werden.

Es war ein ehrfürchtiger, fast magischer Moment gewesen, als er den unscheinbaren Gegenstand am Morgen zum ersten Mal in seinen Händen gehalten hatte. Das Kästchen gehörte nun ihm, ihm allein!

Ein halbes Dutzend eilig einbestellter Zauberkünstler war gerade damit beschäftigt, die kleine Truhe zu öffnen. Ärgerlicherweise war sie mit einem Fluch belegt, der einen unvorsichtigen Werwolf unterwegs in ein rosafarbenes Huhn verwandelt hatte. Geschah dem Köter recht, wenn er seine Pfoten nicht bei sich behalten konnte. »Wollte nur einen Blick hineinwerfen!« – wer's glaubte ...

Schmorzo kribbelte es vor Aufregung, wenn er an den mächtigen Gegenstand dachte, den das Kästchen beinhalten musste. Die Legende besagte, dass die Xarquen mit seiner Hilfe die Großen Kriege für sich entschieden hatten. Er war das Fundament ihrer Herrschaft und wer ihn fand, konnte sich seinerseits zum Herrscher über Pärlonien aufschwingen. Doch niemand hatte das berühmte Artefakt jemals zu Gesicht bekommen und nicht wenige bezweifelten, dass es überhaupt existierte. Schmorzo jedoch hatte den Geschichten immer geglaubt und er war für seine Hartnäckigkeit belohnt worden. Nun hatte er es tatsächlich gefunden, das Objekt, mit dem er die

Zeitenwende herbeiführen würde.

Seine Gäste ahnten nichts von alledem, da die Mission unter strengster Geheimhaltung abgelaufen war. Nicht einmal die Werwölfe wussten, zu welcher unvorstellbarer Macht sie ihm verholfen hatten. Schmorzo konnte ein diabolisches Kichern nicht unterdrücken. Macht! Bald würde es ihnen leidtun, wie sie ihn all die Jahre behandelt hatten. Immer wieder hatten sie ihn belächelt, verspottet, nicht für voll genommen. Pah! Damit war es nun vorbei. Ab heute würde er das Zepter schwingen. Es war jetzt beinahe soweit.

Ein Diener huschte in den Saal und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Schmorzos Grinsen wurde breiter. Ein paar Sekunden lang kostete er den historischen Moment im Stillen aus, dann erhob er sich von seinem Stuhl.

Seinen Gästen schien die Bewegung zunächst völlig zu entgehen, denn Schmorzo überragte die Tischplatte auch im Stehen nur geradeso. Nachdem er sich ein paar Mal laut geräuspert hatte, verstummten die Gespräche jedoch eines nach dem anderen und alle Köpfe wandten sich in seine Richtung. Missmutig und gelangweilt warteten die Anwesenden, dass er sie ihre privaten Unterhaltungen wieder aufnehmen lassen würde. Ansprachen gehörten zwar zu fast jedem Festbankett, unter Kobolden kam es allerdings bisweilen vor, dass zu

ausschweifende Reden mit dem gewaltsamen Tod des Redners endeten.

Als die Zwuusel merkten, dass das allgemeine Interesse von ihnen abließ, ergriffen sie die Flucht. Der Chor verstummte und die Irrlichter zogen sich in finstere Ecken zurück. Der Elfenschwarm verdichtete sich über Schmorzos Haupt. Er schenkte der Dekoration jedoch keine Beachtung, sondern räusperte sich erneut und begann seine Rede.

»Liebe Freunde!«

Die Kobolde schienen peinlich darauf bedacht, nicht den Eindruck zu erwecken, dass sie sich angesprochen fühlten. Schmorzo fuhr unbeirrt fort.

»Oder sollte ich sagen: Liebes Volk!«

Spätestens jetzt hatte er die ungeteilte Aufmerksamkeit. Alles lief genau nach Plan.

»Euch wird heute die Ehre zuteil, den Anbruch einer neuen Ära mit mir zu feiern. Gebt gut acht!«

Ratlose Mienen. Schmorzo winkte einen greisen Zauberkünstler heran, der hinter einer Säule auf seinen Einsatz gewartet hatte. Bei sich trug er das Kästchen. Der Kobold betrachtete es fiebrig. Es war ein unscheinbares Objekt – flach und kaum größer als ein Buch. Runen und Zauberformeln, die es vor Verwitterung und anderen schädlichen Einflüssen schützten, überzogen das honigfarbene Holz.

Die silbernen Beschläge glänzten im Kerzenschein. Der Magier legte das Kästchen behutsam vor Schmorzo auf den Tisch. Der große Augenblick war da.

»Öffne!«, befahl der Burgherr mit lauter Stimme.

Der Zauberer zog ein goldenes Stäbchen aus einer Tasche seines Gewandes und machte sich mit zittrigen Fingern an dem filigranen Schloss zu schaffen. Ein Klicken, als sich im Inneren ein Mechanismus löste, das gedämpfte Klimpern von Metall auf Metall. Schmorzo trommelte auf seine Stuhllehne. Ein Raunen ging durch die Menge.

PAMM.

Der Magier jaulte auf und hielt sich die Hand. Blut tropfte zu Boden.

PAMM. PAMM.

Weitere Schüsse. Einige Gäste gingen unter dem Tisch in Deckung.

Ehe Schmorzo orten konnte, woher die Geschosse kamen, sprangen ihn mehrere Elfen aus der Luft an und nagelten ihn mit schier unglaublicher Kraft am Boden fest. Andere schnappten sich das Kästchen, auf dessen Deckel einige Blutspritzer zischend verdampften.

Eine der Elfen schwebte heran und ließ sich auf Schmorzos Brust fallen. Er stierte sie perplex an. Sie war gerade halb so groß wie die grünen Weinflaschen, die seine festliche Tafel

übersäten, doch das konnte nicht einmal auf den ersten Blick darüber hinwegtäuschen, dass sie brandgefährlich war. Sie trug eine schwarze Hose und ein kurzes, ärmelloses Oberteil in derselben Farbe. Ihre langen, blonden Haare waren ungekämmt und ihre nackten Füße verrietten, dass sie eine Bergelfe war. In ihren Händen hielt sie ein winziges silbernes Blasrohr. Aus dem vorderen Ende qualmte es noch. Sie grinste ihn fies an.

»Was wollt ihr?«, krächzte der Kobold entsetzt.

»Wir?« Sie lachte. »Siehst du das nicht? Wir wollen das Kästchen.«

»Wer bist du?«

Sie grinste erneut und er konnte spitze Zähnen erkennen.

»Ich bin Kiffi«, sagte sie, »Kiffi die Killerelfe. Du hast bestimmt schon von mir gehört.« Die nächsten Worte richtete sie an den Rest des Schwarmes. »Wir sind hier fertig! Begeht euch in Formation!«

Die Elfen setzten sich in Bewegung, nahmen das Holzkästchen in die Mitte und folgten ihrer Anführerin durch ein offenes Fenster hinaus in die laue Abendluft. Einen Wimpernschlag später waren sie verschwunden. Und mit ihnen Schmorzos glorreiche Zukunft. Verflixt!

Der Hausherr rappelte sich auf und blickte in Dutzende versteinerte Gesichter. Er nahm sich vor, demjenigen, der die Elfen bestellt hatte, den Kopf abzubeißen

1. TEIL

DIE DIEBIN

SCHLAFLOSE TAGE

Einheit 4 war wie immer als erste am Tatort. Ihre Aufgabe bestand darin, das Gebäude abzuriegeln und Zeugenaussagen aufzunehmen. Ein Knochenjob. Die aufgebrachten Kobolde veranstalteten einen Tumult, der selbst eine ausgewachsene Wirtshausschlägerei in den Schatten stellte. Obwohl sich die zehn Polizeipären nach Kräften bemühten, die Menge unter Kontrolle zu bringen, wuchs das Chaos mit jeder Minute.

Oberpär Graul stand in der Mitte des Festsaales und brüllte seinen Leuten Befehle hinterher, ohne sich der Hoffnung hinzugeben, dass ihm jemand zuhörte. Ihnen blieb nicht viel Zeit, um die Situation in den Griff zu bekommen. Die Jäger der Einheit 3 waren sicher bereits unterwegs. Und wenn die einen solchen Saustall hier vorfanden, konnte er sich wieder einmal auf einen langen Nachmittag im Befragungsraum einstellen, wo er sich eine gute Ausrede für dieses Debakel einfallen lassen durfte.

Graul schnaubte. Wie er diese aufgeplusterten Wichtigtuer aus den oberen Einheiten verabscheute! Sollten die sich doch selbst mit Dutzenden überdrehten Kobolden herumschlagen. Kobolde, ausgerechnet! Aber die Jäger würden erst erscheinen, wenn der Tatort

ausreichend gesichert war. Die Polizeipären würden sie mit den nötigen Informationen versorgen, ihnen hinterhersehen, wenn sie zur Jagd aufbrachen, und sie bei ihrer Rückkehr pflichtbewusst bejubeln. Wie jedes Mal.

Graul schüttelte den Gedanken ab. Selbstmitleid brachte ihn jetzt nicht weiter. Er hatte eine Idee, doch dafür brauchte er Unterstützung. Pongo war genau der Richtige dafür; ein pflichtbewusster, besonnener Pär, der es verstand, selbstständig zu arbeiten. Er reckte den Hals, um nach ihm Ausschau zu halten. Ah, da war er ja!

*

Pongo sah sich schlaftrunken in der Halle um. Welche Ironie, dachte er, dass sie sich alle zur Unzeit aus dem Bett gequält hatten, nur um in diesem Albtraum zu landen. Der Notruf hatte seine Pärenstation kurz nach Mitternacht erreicht. Gleich danach war das Signal zum Ausrücken ertönt. Der straffe Fußmarsch zum Ort des Geschehens hatte jedoch nicht ausgereicht, um die Polizisten vollends aufzuwecken. Sie tapsten den Kobolden unkoordiniert und schwerfällig hinterher und rieben sich immer wieder verstohlen die Müdigkeit aus den Augen.

Um sich nützlich zu machen, gesellte sich Pongo zu einem Mitglied seiner Truppe, das gerade unbeholfen versuchte, einen Kobold an

der Flucht zu hindern. Die Kreatur zappelte und wollte sich befreien, indem sie nach dem Gesicht des Pären kratzte. Dabei stieß sie ein schrilles Lachen aus. Pongo schüttelte sich unwillig. Kobolde waren die einzigen Geschöpfe, denen die Pären keinen Respekt einflößten. Obwohl sie ihre unzivilisierten Verwandten, die Bären, deutlich überragten und ein Maul voller langer, rasiermesserscharfer Zähne sowie vier klauenbewehrte Pranken besaßen, gelang es ihnen kaum, die potenziellen Zeugen des Verbrechens zum Reden zu bringen.

Pongo war jetzt nur noch ein paar Schritte von seiner Kollegin entfernt. Es war eine junge Pärin namens Amba. Sie war neu in der Truppe und dies war ihr erster richtiger Einsatz. Bereits am Morgen waren ihm ihre niedlichen Ohren aufgefallen und wie sie tapfer versucht hatte, sich die Unsicherheit der ersten Tage nicht anmerken zu lassen.

Sie hätte etwas Besseres verdient, dachte Pongo verdrossen.

Als Amba ihn sah, atmete sie erleichtert auf und lächelte ihm zu. Pongo lächelte zurück und versuchte, das Gefühl in seinem Magen zu deuten.

»Vielen Dank, dass Sie mir helfen«, sprudelte sie los. »Ich werde mit diesen Kobolden einfach nicht alleine fertig. Sie sind so ... so widerlich, irgendwie, und dieses Lachen, ich be-

komme Gänsehaut von diesem Lachen ... Sie nicht auch? Dann noch der Schleim auf ihrer Haut ... man traut sich gar nicht, sie anzufassen, und sie stinken so fürchterlich ...«

»Schon in Ordnung«, unterbrach Pongo ihren Redefluss. »Ich war bei meinem ersten Einsatz auch ziemlich überfordert. Obwohl das damals nicht so schlimm war wie hier. Wir mussten einen Schwarm geflügelter Kreischbeißer einfangen, die hatten sich in einem Einkaufszentrum eingenistet und fielen dort regelmäßig über einen Süßwarenladen her. Das war auch recht schnell erledigt ... Vorsicht, er bekommt keine Luft mehr!«

Ambas Kobold war blau angelaufen und machte schnappende Geräusche. Hastig lockerte sie ihren Griff. Sofort wollte der Gefangene die Flucht ergreifen, aber Pongo schnappte ihn sich geistesgegenwärtig am Kragen. Gemeinsam schleppten sie ihn zu zwei bedauernswerten Pären, die die Aufgabe erhalten hatten, die Kobolde in faltbare Knick- und-Knast-Käfige zu sperren und diese an einer Seite des Festsaales zu stapeln. Das Murren in der Truppe war groß gewesen, als sie kurz vor dem Ausrücken die Order erhalten hatten, die sperrigen Käfige in den Ausrüstungswagen zu laden; nun aber leisteten sie ihnen unschätzbare Dienste. Letztendlich hatten sie einsehen müssen, dass es unmöglich

war, aus den Kobolden auch nur ein vernünftiges Wort herauszubekommen. Wenn sie die Lage schon nicht aufklären konnten, sollte beim Eintreffen der Jäger wenigstens Ruhe herrschen.

Mit vereinten Kräften schafften sie es, den Kobold mit vier seiner Artgenossen in einen Käfig zu stecken und das Gitter zu schließen, bevor der ganze gackernde Haufen wieder entkommen konnte.

»Puh«, schnaufte Amba, als die Kobolde endlich sicher verstaut waren. »Das war wirklich nett von Ihnen, ich hätte alleine nicht mehr weitergewusst. Diese grässlichen Kreaturen ...«

»Gern geschehen«, entgegnete Pongo und um die günstige Situation zu nutzen, schob er hinterher: »Mein Name ist übrigens Pongo.«

»Sehr erfreut, ich bin Amba« Sie lächelte schüchtern und Pongo stellte fest, dass er sie mochte.

»Du hast gerade erst angefangen, nicht wahr?«

Sie nickte. »Ich bin seit einer Woche dabei. Meine Mutter hat geweint, als ich den Brief bekommen habe, und mein Vater hat gebrüllt, das sei nicht fair. Sie hatten sich wohl beide mehr erhofft, nachdem ich in meiner Ausbildungszeit ziemlich gut war.«

Pongo erinnerte sich noch genau an den Tag,

an dem er seinen Brief erhalten hatte. Die jungen Pären erfuhren auf diese Weise, welcher Einheit sie zugeteilt wurden, und damit auch, welche Bedingungen ihr Leben fortan bestimmen würden. Die Reaktion seiner Eltern war so ähnlich ausgefallen wie die Ambas und wahrscheinlich die aller Eltern, die erfahren mussten, dass ihr Kind von nun an einer der unteren beiden Einheiten angehören würde. Auch Pongo war damals sehr enttäuscht gewesen. Insgeheim hatte er sich mindestens dritte Einheit erhofft, wenn nicht gar zweite. Immerhin hatte er sich damit trösten können, nicht der fünften Einheit, den Gefängnisaufsehern, zugeteilt worden zu sein.

Er versuchte, ein paar aufmunternde Worte für Amba zu finden, als er hörte, wie jemand seinen Namen rief. Es war Oberpär Graul. Er warf Amba einen entschuldigenden Blick zu und trottete in Richtung seines Truppenleiters. Wie die meisten seiner Kollegen schätzte er Graul und war der Meinung, dass kaum ein Pär besser für diesen Posten geeignet war. Mehr als einmal hatte er für einen seiner Leute die Pranke ins Feuer gelegt. Wenn ein Polizeipär Schwierigkeiten bekam, dann war es Graul, der die Vorgesetzten beschwichtigte, um seinem Untergebenen die Strafe zu ersparen. Das war bei Weitem keine Selbstverständlichkeit in einem Volk, das den täglichen

Machtkampf verinnerlicht hatte wie kein zweites.

»Gibt es schon Anhaltspunkte, Herr Oberpär?«, erkundigte sich Pongo, sobald er an seiner Seite angelangt war.

Graul nickte. »Das waren die Killerelfen, ganz sicher«, stellte er düster fest und bestätigte damit die Vermutung, die auch Pongo insgeheim gehegt hatte. »Es ist ihre Handschrift. Die Jäger sind bereits unterwegs.«

»Hat jemand den Fluchtweg ausfindig machen können?«

»Genau da liegt unser Problem«, knurrte Graul und blickte mürrisch auf das Durcheinander, das nach wie vor in der Halle tobte. »Wenn wir keinen brauchbaren Informanten in die Hände bekommen, bevor die dritte Einheit hier ist, wird das für uns alle ein böses Nachspiel haben.«

Pongo wusste genau, wovon sein Chef sprach. Die oberen Einheiten lechzten geradezu danach, die weniger einflussreichen unteren Einheiten bei den Xarquen anzuschwärzen.

»Wir müssen dringend einen Sündenbock finden. Wissen Sie, wem diese Burg gehört?« Als Pongo den Kopf schüttelte, fuhr Graul fort. »Es ist ein Kobold namens Schmorzo von Krotzenhausen. Ein ekelhafter Kerl, sogar für Seinesgleichen. Er wird von seinen Artgenos-

sen gemieden, aber er ist ambitioniert. Wenn mich nicht alles täuscht, dann war das hier keine gewöhnliche Party. Schmorzo plant etwas. Und er ist verschwunden.«

»Verschwunden, Oberpär? Hat er uns etwa nicht gerufen?«

Graul verneinte. »Einer der Gäste hat uns informiert. Sie wissen, wie diese Kobolde sind. Sicher war es ihm eine Freude, seinem Gastgeber ins Handwerk zu pfuschen – was immer der auch vorhatte, bevor der Raubzug seine Feier beendet hat.«

»Wir haben versucht, die Kobolde zu vernehmen, Oberpär, aber sie machen sich einen Spaß daraus, uns an der Nase herumzuführen.«

»Deshalb brauchen wir Schmorzo. Wenn überhaupt jemand Interesse daran hat, die Elfen dingfest zu machen, dann er. Wahrscheinlich haben sie etwas mitgehen lassen, das ihm gehört.«

»Aber warum versteckt er sich dann?«

»Alle Kobolde sind Feiglinge«, sagte Graul verächtlich. »Ich gehe davon aus, dass er sich irgendwo in der Burg verkrochen hat. Wir müssen ihn aufscheuchen.«

»Er wird nicht kooperieren, Oberpär«, gab Pongo zu bedenken.

»Darum sollen sich die Jäger kümmern«, erwiderte Graul nicht ohne Genugtuung. »Sie

haben ihre Methoden. Vorausgesetzt, wir finden ihn rechtzeitig.«

Pongo versuchte sich zu erinnern, welchen Eindruck das Gebäude von außen auf ihn gemacht hatte. Es schien sich um eine kleine Variante der Fertigburgen zu handeln, die seit einigen Jahren wie Pilze aus dem Boden schossen. Sie waren erschwinglich, brachten jedoch kaum Extras wie Folterkammern oder Geheimgänge mit. Das würde ihnen die Suche beträchtlich erleichtern.

»Verstehe, Chef. Sie können sich auf mich verlassen.«

»Das tue ich, glauben Sie mir. Ich würde Amba mit Ihnen schicken«, er zwinkerte, »aber ich kann hier unten keine weiteren Leute entbehren.«

Pongo fühlte sich ertappt und nickte, während er nach einer unverfänglichen Antwort suchte. Graul lächelte grimmig – es war eher ein Verziehen der Mundwinkel – und half ihm mit einem »Beeilen Sie sich!« aus der Patsche. Der Polizeipär ergriff die Gelegenheit dankbar und trabte zum Ausgang der Halle, um Schmorzo zu finden.

*

Kiffi führte ihren Schwarm durch die Nacht.

Über ihr spannte sich der wolkenlose Himmel. Unter ihr wogte ein schimmerndes, mondbeschiedenes Meer aus Grashalmen – die

ersten Ausläufer der Ebene von Yarroth, die sich stumm und staubig gen Norden erstreckte. Wie der Atem eines schlafenden Wüstentieres schlug ihnen von dort eine warme Brise entgegen. Der Wind zerzauste das feine Haar der Elfen, die sich in ordentlicher Formation hinter ihrer Anführerin aufgereiht hatten.

Kiffi liebte es, im Dunkeln zu fliegen. Sie hatte dann das Gefühl, unsichtbar für alle zu sein, während sie selbst das Land, das sich unter ihr in all seiner Pracht ausbreitete, unbemerkt beobachten konnte.

Hier in Yarroth gab es keine Städte. Die Region war fast unberührt; eine Tatsache, die, wie so vieles andere auch, von der letzten entscheidenden Schlacht mit den Xarquen rührte, in der die Menschen Pärloniens, deren Heimat Yarroth bis dahin gewesen war, gänzlich vernichtet worden waren. Ihre Siedlungen waren damals von der Armee der Xarquen geplündert und niedergebrannt worden, doch kein zivilisiertes Volk wäre auf den Gedanken gekommen, die verlassenen Gegenden für sich zu beanspruchen. Es war ihre Art, den Despoten mitzuteilen, dass sie nicht vergessen würden, was man ihren Landsleuten angetan hatte.

Manchmal fragte sich Kiffi, wie eine Welt ohne die Xarquen hätte aussehen können. Hätte es einen Unterschied gemacht? Immerhin waren es nicht die anonymen Herrscher

selbst, die Kiffi und ihren diebischen Gefährtinnen das Leben schwermachten. Die Pären waren das eigentliche Problem. In ihrer langen kriminellen Laufbahn war Kiffi nur allzu oft mit ihnen aneinandergeraten und konnte ein Lied davon singen, wie schwierig es war, sich diesem dichten Netz von brutalen Ordnungshütern immer wieder zu entziehen. Wachsam richtete sie daher ihren Blick nach unten, um potenzielle Gefahren sofort auszumachen.

Wie alle Elfen konnte sie ausgezeichnet im Dunkeln sehen, eine Fähigkeit, die sich noch verstärkt hatte, da sie und ihr Schwarm oft wochenlang nur nachts flogen und sich tagsüber auf Bäumen oder in verlassenen Tierbauten verbargen. Allerdings war sie nun seit fast vierundzwanzig Stunden wach und der Schlafmangel der vergangenen Tage tat sein Übriges dazu, dass ihre Augen mittlerweile vor Müdigkeit brannten. Auf der Flucht konnte ein Moment der Unachtsamkeit fatale Auswirkungen haben, deshalb war sie froh, dass sie nicht alleine unterwegs war. Das war bei Weitem nicht immer der Fall gewesen.

Nachdem sie vor einigen Jahren aus ihrer Heimat geflohen war, hatte sie völlig neu anfangen müssen. Auf der Suche nach Gesellschaft und einem Lebensunterhalt hatte sie fast ganz Pärлонien bereist, bis sie nach und

nach andere Elfen getroffen hatte, die sie für ihren riskanten, aber lukrativen Beruf hatte begeistern können. Bald schon hatte sie einen bunt zusammengewürfelten Schwarm befehligt, der rasch zu einer festen Größe in Pärlo niens Unterwelt aufgestiegen war. Anfangs hatten sie nur einsame Reisende überfallen, mit steigender Anzahl auch größere Gruppen, und sich schließlich, wie heute Abend, auf Burgen und ganze Siedlungen spezialisiert. Die Nachricht von den plündernden Elfen hatte sich schnell in den zwielichtigen Spelunken des Landes herumgesprochen und versorgte sie mit einem nicht abreißen den Strom von Aufträgen. Sehr zum Verdruss der Pären.

Eine Bewegung in der Ferne erregte Kiffis Aufmerksamkeit. Sie bedeutete den Elfen, langsamer zu fliegen, und kniff die Augen zusammen. Als sie Nox erkannte, den sie zu Beginn des Abends als Vorhut vorausgeschickt hatte, signalisierte sie Entwarnung.

Er war der einzige Mann im Schwarm und obwohl ihm das gelegentlich zu Kopf stieg, war Kiffi froh, ihn dabeizuhaben. Er war eine der mutigsten Elfen, die sie kannte. (In Gedanken nannte sie ihn immer »Elfe«, obwohl er fest darauf bestand, ein »Elfer« zu sein.) Mehr als einmal hatte er Seite an Seite mit ihr gegen Falken, Ratten und manch anderes Ge tier gekämpft, das den Schwarm in der Hoff-

nung auf leichte Beute angriff. Meistens teilte sie ihn als Späher ein, zum einen, weil sich die übrigen Elfen dann besser auf ihre Aufgaben konzentrierten, zum anderen, weil sich Nox mit seinen dunklen Fledermausflügeln viel schneller fortbewegen konnte als die restlichen Schwarmmitglieder.

»Wie sieht es da vorne aus?«, fragte sie, als er in Rufweite war.

»Wenn es noch ruhiger wäre, würden wir über einen Friedhof fliegen.« Er runzelte die Stirn. »Aber genau genommen tun wir das ja.«

Kiffi nickte düster. Sie hatten vor dem Raubzug lange debattiert, ob sie Yarroth als Fluchtweg wählen sollten. Die Vorteile lagen auf der Hand, doch ihnen allen machte das anerzogene Unwohlsein zu schaffen, das der verlassene Landstrich in ihnen auslöste. Letztlich hatten die Elfen knapp dafür gestimmt, aber sie planten dennoch nicht, länger als unbedingt nötig hier zu verweilen.

»Die Geisterstunde ist immerhin vorbei«, fuhr der Elfer fort und grinste über seine eigene Überleitung. »Ich habe einen guten Landeplatz gefunden, den wir erreichen können, bevor es hell wird. Und, mit Verlaub, du siehst aus, als könntest du etwas Schlaf gebrauchen.«

»Das können wir alle«, entgegnete Kiffi, obwohl sie seine Andeutung durchaus verstan-

den hatte. »Bring uns hin.«

Sie ließ sich zurückfallen, froh, die Führung für eine Weile an Nox übergeben zu können. Sie hatte Kopfschmerzen und sehnte sich nach einer warmen Mahlzeit.

Es waren diese verflixten Träume, die sie seit Tagen wach hielten. Natürlich war »Träume« das falsche Wort. »Visionen« traf es eher, aber sie vermied den Begriff für gewöhnlich, selbst in Gedanken. Es war nicht die erste dieser Phasen und sie wusste, dass es irgendwann von alleine aufhören würde. Aber dieser Auftrag war zu heikel, als dass sie sich die Ablenkung erlauben konnte. Sie durfte den Schwarm keinesfalls durch ihre eigenen Probleme in Gefahr bringen. Auch wenn ihr die Vorstellung nicht gefiel – sie musste sich ihren Dämonen stellen, und zwar bald.

Kurz darauf landeten sie. Nox hatte eine Gruppe größerer Steine ausfindig gemacht – womöglich die verwitterten Überreste eines Gebäudes –, die genügend Schutz boten. Ein einsamer Baum würde während des kommenden Tages für Schatten sorgen. So weit im Norden herrschte bereits im Mai sengende Hitze, während es im Süden noch Nachtfrost geben konnte. Nachdem sie ein halbes Dutzend Elfen auf die Jagd geschickt hatte, flog Kiffi zur Spitze des Baumes und ließ sich auf einem dünnen Ast nieder. Sie musste nach-

denken.

Im Kopf überschlug sie die Zeit, die sie bereits mit diesem Auftrag verbracht hatten. Viel zu lange, entschied sie, und das Ende kam gerade erst vage in Sicht. Dabei hatte er nicht anders begonnen als unzählige Raubzüge zuvor. In einer düsteren Kaschemme am Langen Fluss, tief im kalten Süden des Landes, hatte ihr Geschäftspartner sie angesprochen. Sie hätte schon damals auf ihr Gefühl hören und den Handel ausschlagen sollen. Bis heute war sie sich nicht sicher, ob sie ihrem Kontaktmann – ein wortkarger Hüne, der sich strikt geweigert hatte, den dunklen Umhang abzulegen, der sogar sein Gesicht bis zur Unkenntlichkeit verhüllt hatte – wirklich vertrauen konnten. Doch sein Auftrag hatte leicht verdientes Geld versprochen und das hatte sie schließlich ihre Zweifel in den Wind schlagen lassen. Bisher war alles nach Plan verlaufen, fast ein wenig zu reibungslos, wenn sie recht darüber nachdachte. Und diese grässlichen Träume ...

»Ah, hier hast du dich versteckt!«

Ertappt schaute sie auf. »Nox!«

Verflucht, warum klang ihre Stimme so quietschig? Das war nicht die Kiffi, die sie kannte.

»Du hast wieder gegrübelt«, tadelte er und ließ sich neben ihr auf dem Ast nieder. Seine

Flügel knisterten leise, als er sie auf dem Rücken zusammenfaltete.

Kiffi wusste, sie waren sein ganzer Stolz, obwohl er ihretwegen seine Heimat hatte verlassen müssen. Es waren keine transparenten Libellenflügel, wie die meisten Elfen sie hatten, sondern schwarze, ledrige Schwingen von enormer Größe und Spannweite. Zu seinem Unglück war er in den Träumenden Sümpfen zur Welt gekommen, wo, wie allgemein bekannt war, ein besonders konservativer Schwarm Elfen siedelte. Jede moderne Elfe wusste, dass eine solche Anomalie bisweilen vorkam und nichts zu bedeuten hatte, doch die altertümlichen Sumpfelven hatten darin ein böses Omen gesehen.

»So offensichtlich?«, fragte sie kleinlaut und zog die Knie an die Brust.

Nox nickte streng. »Die Elfen haben mich gebeten, mit dir zu reden. Wir machen uns Sorgen, Kiffi. Wir wissen alle, dass man deine Träume ernst nehmen muss. Nur du scheinst nicht daran zu glauben.«

»Ich arbeite daran«, entgegnete sie unwillig. »Ich hab nie um diesen Hokuspokus gebeten, wenn du dich erinnerst.«

»Nun, du hast ihn. Und wie es aussieht, wirst du ihn behalten.« Er lehnte sich in ihre Richtung und sagte eindringlich: »Kiffi, wenn wir dir irgendwie helfen können ...«

»Das könnt ihr nicht«, erwiderte sie schroff und stand auf. »Gibt es schon Essen? Ich sterbe vor Hunger.«

»Kiffi!« Nox umfasste ihr Handgelenk, um zu verhindern, dass sie zurück ins Lager flog. »Ich möchte, dass du mir versprichst, auf diese Träume zu hören. Ich weiß, dass es dir nicht leicht fällt, aber ... versprichst du es? Bitte.«

Sie wich seinem Blick aus. »Ich kümmere mich darum.«

»Das ist nicht dasselbe.«

»Na schön, ich werde auf meine Träume hören. Ich verspreche es. Zufrieden?«

Nox zog skeptisch eine Augenbraue hoch, beließ es aber dabei. »Lass uns wieder nach unten gehen.«

Kiffi nickte und schob ihren Ärger von sich. Er meinte es schließlich nur gut und tief in ihrem Inneren wusste sie, dass er Recht hatte. Sie hangelten sich durch das Geäst zum Boden. Vor allem Nox war schon vermisst worden. Wie sich herausstellte, war es den Jägerinnen gelungen, zwei wohlgenährte Kaninchen zu erbeuten, außerdem hatten sie auf dem Rückweg essbare Beeren gefunden. Die Routine des allmorgendlichen Lageraufschlagens tat gut. Während das Frühstück zubereitet, Schlafplätze hergerichtet und Wachen eingeteilt wurden, fühlte sich Kiffi fast wie in

ihren unbeschwertem Phasen. Sie war in ihrem Leben mit so vielen Dingen fertig geworden. Sie würde auch diese Träume in den Griff bekommen. Die Kaninchen schmeckten vorzüglich und im Kreise ihrer ausgelassen schnatternden Weggefährten schienen ihr die düsteren Gedanken bald nur noch wie undeutliche Erinnerungen. Mit vollem Magen schmiegte sie sich schließlich in ihre weiche Wolldecke. Das Rauschen der Blätter sang sie in den Schlaf.

Zwei Stunden später schreckte sie schweißgebadet hoch und lauschte zitternd ihren eigenen keuchenden Atemzügen.



Vor 400 Jahren

Der Magier runzelte besorgt die Stirn und beugte sich tiefer über seine Sehende Kugel. Minutenlang verharrte er in dieser Position und es schien fast so, als ob sich die Falten unauslöschlich in sein Gesicht eingegraben hatten. Die Nebelschwaden im Glas wallten und wogten, teilten sich und verbanden sich zu immer neuen Figuren. Schatten entstanden, die sich bedrohlich umkreisten, um gleich darauf von den wirbelnden Massen verschluckt zu werden.

Tengor, Hauptmann in der königlichen Armee der Pären, lief knurrend in seinem Zelt auf und ab und warf dabei verdrießliche Blicke auf den Menschen-Seher, den ihm der Ältestenrat zugeteilt hatte.

Es missfiel ihm zutiefst, dass sie sich schlussendlich doch mit dem Volk hatten verbünden müssen, das ihnen immer wieder die Herrschaft über Pärлонien streitig gemacht hatte. Ihre Durchtriebenheit war berüchtigt. Unzählige Rebellionen hatten sie niederschlagen, die Menschengebiete mit harter Hand

regieren müssen. Doch so vehement er sich auch vor dem Rat gegen die Durchführung dieser letzten verzweifelten Maßnahme gewehrt hatte – insgeheim wusste er, dass es keine andere Möglichkeit gab, wenn sie verhindern wollten, dass die Xarquen endgültig die Oberhand in diesem Krieg gewannen.

Während sich der Zauberer stumm bemühte, die magischen Schutzwälle ihrer Widersacher zu durchdringen und einen Blick auf das feindliche Treiben zu erhaschen, ging Tengor zum Ausgang des Zeltes. Mit zusammengekniffenen Augen versuchte er, zur anderen Seite des Talkessels hinüberzuspähen, wo die Gegner ihr Lager aufgeschlagen hatten. Der Sturm, welcher Schnee, Regen und Hagelkörner durch die Luft peitschte, machte es ihm jedoch unmöglich, mehr als ein paar Meter weit zu sehen. Auf dem hölzernen Wachturm, der neben dem Zelt in die Höhe ragte, bog sich eine Standarte im Wind. Unter der Eiskruste konnte Tengor gerade noch das Wappen der königlichen Familie erkennen – die kühn gereckte Pärenatze, durch deren Ballen sich eine Winterbeerenranke schlängelte. Es war ein Symbol der Stärke und des Überdauerns, das Herrschaftselement seines Volkes, dessen Anblick jeden Pären mit Stolz erfüllte. Noch hielt es dem Tosen stand. Aber dieser Winter war länger und dunkler als alle anderen und ob auf

sein Ende je ein neuer Frühling folgen würde, war ungewiss.

Als Tengor seinen Kopf bereits wieder zurückziehen wollte, nahm er in einiger Entfernung eine verwaschene Bewegung wahr. Die Gestalt eines weiteren Pären kämpfte sich durch das heulende Tosen zu ihm heran. Obwohl sich der Soldat mit aller Kraft gegen den reißenden Orkan stemmte, taumelte er bei jedem Schritt haltlos hin und her. Seine Beine waren schlammverkrustet und in seinem Fell hatten sich Eiskristalle gesammelt. Mit unverhohlener Erleichterung trat er schließlich unter der Zeltplane hindurch, die Tengor ihm aufhielt.

»Ich d-d-danke Euch, Hauptmann«, schlotterte er, während er seinen nassen Pelz schüttelte. Er war ein einfacher Rekrut, ein junger Bursche, der kaum den Erwachsenenstatus erreicht haben konnte. »Man hat mich geschickt, um Euch zu einer Besprechung zu rufen.«

»Komm erst einmal herein«, wies Tengor ihn an. »Ziemlich leichtsinnig, dich durch dieses Inferno laufen zu lassen.«

Er nahm sich vor, dem Hauptmann, der das veranlasst hatte, die Leviten zu lesen.

Der Soldat rückte näher an das Feuer. »Spielt das denn noch eine Rolle? Für die meisten von uns ist es ohnehin die letzte Nacht unseres

Lebens.«

Darauf wusste Tengor zunächst keine Antwort. Es stimmte, dass im Morgengrauen die alles entscheidende Schlacht beginnen würde: Im Falle einer Niederlage würden die Xarquen sie höchstwahrscheinlich alle versklaven oder für immer aus ihrer geliebten Heimat vertreiben. Auch Tengor machte sich keine Hoffnungen mehr, dass er den nächsten Tag überleben würde. Trotzdem wies er mit dem Kopf auf den Magier und sagte: »Noch ist nicht alles verloren. Vielleicht gelingt es ihm und seinen Kumpanen, die Tarnzauber der Xarquen zu überwinden.«

»Nach all den Jahren, Hauptmann? Ihr wisst so gut wie ich, dass das nicht geschehen wird. Noch nie hat jemand einen Xarquen zu Gesicht bekommen. Warum sollten sie kurz vor ihrem endgültigen Triumph einen so fatalen Fehler machen?«

Wieder musste Tengor ihm im Stillen zustimmen. Sie kämpften gegen einen Feind, den sie noch nicht einmal richtig kannten. Ohne Vorwarnung hatten die Xarquen das Land angegriffen, das die Pären über Jahrhunderte regiert hatten. Bis heute wusste niemand, woher sie gekommen waren und wie sie die mordenden Bestien gefügig machten, die an ihrer Stelle die Drecksarbeit verrichteten. Die Xarquen machten sich nicht die Hände

schmutzig, oh nein! Sie duckten sich hinter einem schier unerschöpflichen Heer aus seelelosen Schergen und zogen von dort die Fäden. Ihre Zauber waren so kühn und so komplex, dass sie nicht selten auf halbem Weg in sich zusammenbrachen und eine Schneise der Verwüstung in ihre eigene Armee schlugen. Viel zu oft jedoch ging die waghalsige Rechnung auf und brachte den Pären Tod und Verderben. Ernsthafte Gegenwehr war nicht möglich – kein Soldat würde sich auf ein Schlachtfeld schicken lassen, auf dem er davon ausgehen musste, dem Leichtsinn der eigenen Befehlshaber zum Opfer zu fallen. So waren die Verteidiger gezwungen, sich an die Regeln zu halten, die die unberechenbare Magie ihnen auferlegte. Manchmal fragte sich Tengor, ob der Preis dafür nicht zu hoch war.

»Wir dürfen uns nicht aufgeben«, widersprach er dennoch und deutete erneut auf den Magier. »Wenn selbst er weiterkämpft, dann sind wir es uns erst recht schuldig.«

Diesmal war es an dem Soldaten, nachdenklich zu schweigen. Obwohl keiner von ihnen echte Sympathie für die Menschen empfand, konnten sie nicht umhin, ihren Kampfgeist zu bewundern. Die Letzten von ihnen bereiteten sich dort draußen auf den Zusammenstoß mit so ungeheuerlichen Mächten vor, wie es sie in der Geschichte Pärloniens bisher nicht gege-

ben hatte. Selbst wenn der Krieg zu ihren Gunsten entschieden wurde, waren sie bereits jetzt so stark dezimiert, dass sie wohl nie wieder eine bedeutende Rolle in diesem einst so glanzvollen Königreich spielen würden.

Wie auf ein Stichwort hob der Magier den Kopf. Es kostete ihn sichtbare Anstrengung, seinen weit entfernten Geist zurück in seinen Körper zu rufen. Seine Hände zitterten.

»Hattest du Erfolg?«, fragte Tengor ungeduldig.

Der Mensch schüttelte müde den Kopf. »Ihre Schutzzauber sind einfach zu stark. Ich habe mein Bestes gegeben, aber es gibt keine Möglichkeit, sie zu überwinden. Es tut mir leid.«

»Verflucht!«, knurrte Tengor. Altbekannte Verzweiflung wallte in ihm auf, doch er unterdrückte das Gefühl vehement. Als Hauptmann musste er seinen Untergebenen mit gutem Beispiel vorangehen. Bis zum Schluss.

»Versuch es in deinem eigenen Zelt weiter«, wies er den Seher an. »Ich muss zu einer Besprechung.« An den Soldaten gewandt fragte er: »Wo findet das Treffen statt?«

»Bei Hauptmann Fenbar.«

Tengor runzelte die Stirn. Fenbar war ein Mensch und damit den Pären untergeordnet. Er sollte eigentlich nicht das Recht haben, ihn zu sich zu zitieren.

»Richte ihm aus, dass ich gleich komme«,

sagte er dennoch zu dem Soldaten und dieser zog sich nach einer knappen Verbeugung zurück.

Tengor zögerte, den kurzen, aber beschwerlichen Weg zum Ort der Versammlung auf sich zu nehmen. Er hatte eigentlich gehofft, vor der großen Schlacht noch etwas Schlaf oder zumindest Ruhe zu finden. Was konnte Fenbar wollen? Alle Details waren längst mit dem Rat besprochen worden. Jeder kannte seine Anweisungen. Sollte er die Aufforderung nicht besser ignorieren?

Schließlich aber siegte seine Neugier. Er wappnete sich innerlich gegen die Urgewalten, die gleich über ihn hereinbrechen würden, biss die Zähne zusammen und folgte dem anderen Pären hinaus in den Sturm.

KAMPF MIT DEM KOBOLD

Pongo nahm sich einen Leuchtzauber aus dem gemeinschaftlichen Ausrüstungsbeutel und verließ die Halle durch ein Portal an der Westseite. Die beiden Torflügel fielen krachend hinter ihm ins Schloss und erstickten damit das Geschnatter der Kobolde und die Rufe der Pären. Unsicher verharrte er auf der Türschwelle und ließ den Blick durch den Korridor wandern. Ein Schwarm Fledermäuse löste sich aus den Schatten im Deckengewölbe und umflatterte ihn eine Weile lautlos. Als er sich den ungefähren Grundriss der Burg ins Gedächtnis gerufen hatte, setzte er sich behutsam in Bewegung. Der Leuchtzauber schwebte als stummer Lichtball neben ihm her.

Nach wenigen Metern stieß er auf einen Türrahmen. Der Gestank, der ihm daraus entgegenschlug, war fast unerträglich, doch kneifen galt nicht. Er gelangte in einen weitläufigen Raum, offensichtlich die Koboldversion einer Küche. Essensreste faulten in gusseisernen Töpfen und Pfannen vor sich hin, in einer Ecke türmten sich Tierinnereien zu einem Haufen und unter den Tischen wucherten Schimmelpilze in prächtigen Farben und Formen. Fliegenschwärme kreisten träge über der Szenerie. Immerhin gab es hier etwas mehr Licht, denn in einem Herd glommen noch einige

Kohlereste.

Mit zusammengebissenen Zähnen tastete Pongo sich vorwärts. Er öffnete sämtliche Schränke, die ihm groß genug erschienen, um Schmorzo als Versteck dienen zu können. Als er in diesen nicht fündig wurde, inspizierte er zur Sicherheit auch die kleineren. Anschließend bückte er sich unter die Tische und steckte den Kopf in die erkalteten Feuerstellen. In den Innereien zu wühlen, brachte er nicht über sich.

Er zog weiter. Die anderen Zimmer im Erdgeschoss verlangten ihm weniger Selbstdisziplin ab, erwiesen sich aber ebenfalls als Sackgassen. Mühsam kämpfte er sich durch ver-rümpelte Vorratskammern, heruntergekommene Wohnstuben und einen engen Dienstbotentrakt, ohne auf etwas Größeres als einige fettgefütterte Ratten zu stoßen.

Eine gewundene Steintreppe am Ende des Flures führte hinauf ins erste Stockwerk. Irritiert stellte er fest, dass es mit dem unteren fast identisch war. Er hatte nie nachvollziehen können, was alle Welt an diesen Fertigburgen fand. Möglichst schnell, aber ebenso erfolglos, setzte er seine Suche fort und gab sich Mühe, das leise Gruselgefühl zu ignorieren, das sich allmählich in ihm breit machte. Wo waren alle? Lief er geradewegs in einen Hinterhalt oder lebte Schmorzo wirklich ganz alleine hier?

Aus seiner Ausbildungszeit wusste er, dass die meisten Kobolde in der Tat ziemliche Einzelgänger waren. Die anderen Völker Pärloniens mieden sie und auch untereinander konnten sie sich für gewöhnlich nicht ausstehen, sodass sie selten eine andere Wahl hatten, als sich von der Außenwelt abzuschotten. Graul hatte Schmorzo überdies als ein besonders unbeliebtes Exemplar seiner Gattung beschrieben, weshalb es nicht sehr wahrscheinlich schien, dass ihm benachbarte Grundbesitzer Unterschlupf gewährt hatten. Er musste hier irgendwo stecken. Zunehmend frustriert hebelte Pongo eine weitere Tür auf und steckte den Kopf durch den schmalen Spalt.

ENDE DER LESEPROBE

Hier geht die Geschichte weiter:

